

Krieg und Wissenschaft.

Rede

gehalten in der öffentlichen Sitzung
der K. Akademie der Wissenschaften

am 14. November 1914

von

K. Th. von Heigel

Präsident der K. B. Akademie der Wissenschaften.

München 1914.

Verlag der K. B. Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth).

Ew. Majestät!
Königliche Hoheit!
Hochgeehrte Versammlung!

Ernst ist die Zeit und nicht zu Festen angetan. Seine Majestät der König, unser allergnädigster Protektor, hat deshalb angeordnet, daß von der herkömmlichen akademischen Feier seines allerhöchsten Namensfestes abgesehen werden soll. Unsere treue Anhänglichkeit an König und Fürstenhaus bedarf ja nicht der äußerlichen Betätigung.

Wenn wir trotzdem in gewohnter Weise bei Herannahen des Winters in dieser Saale uns versammeln, so liegt für uns, die wir mit Plato der Meinung sind, daß ein der Forschung entbehrendes Leben nicht des Lebens wert sei (*ὁ δὲ ἀνεξέσταντος βίος οὐ βιωτὸς ἀνθρώπῳ*), die Absicht zu Grunde, im wohlbemessenen Gang unsrer wissenschaftlichen Beschäftigung keine Unterbrechung eintreten zu lassen.

In schicksalsschweren Tagen ist ja der einzige Trost die Arbeit. Freilich ist es nicht leicht, die Gedanken von Krieg und Politik, von den zugleich aufregenden und lähmenden, bängen und erhebenden Tagesereignissen loszuringen, doch mit festem Willen wird es dem Forscher gelingen, seinen Part in der großen Fuge der Wissenschaft weiter fortzuführen. Und warum sollten die Früchte dieser Studien den Volksgenossen vorenthalten bleiben? Ein Vortrag über kunstgeschichtliche Probleme wird heute manchem willkommen sein, wie ein Glockenton aus der lieben Friedenszeit, wie in Wetter und Sturm ein vom Leuchtturm winkender Lichtgruß!

Überdies bietet unsere heutige Versammlung erwünschte Gelegenheit, auch von dieser der Wissenschaft geweihten Stätte aus innigen

Dank zu sagen unsrem Heere, das den durch Rachsucht, Neid und Ländergier uns aufgezwungenen Kampf mit fester Entschlossenheit aufnahm und mit dem schon von Lucan gefürchteten teutonischen Wagemut durchführt. Nie wird es zu hoch besungen, was von den schlichten deutschen Helden in den Vogesen und Argonnen, an der Maas und der Yser, im wildschäumenden Ozean und in schwindelnden Lüften geleistet worden ist. Wenn Döllinger nach dem glücklich beendigten Feldzug von 1870/71 der Besorgnis Ausdruck gab, es werde nicht möglich sein, der großen Taten und des glorreichen Sieges würdige Worte zu finden, so kann schon heute, obwohl das blutige Ringen noch hin und her wogt, nicht bezweifelt werden, daß die deutschen Krieger von heute hinter den Siegern von Wörth und Gravelotte nicht zurückstehen, ja daß ihre Leistungen, wie leider auch ihre Opfer in der Weltgeschichte nicht ihresgleichen haben. Auch kühnes Hoffen wurde — es sei nur an Lüttich, Dieuze, wo unser allverehrtes Ehrenmitglied Kronprinz Ruprecht glorreichen Sieg erfocht, Antwerpen, Tannenberg, Przemysl, Santa Maria, Tsingtau erinnert! — von kühneren Taten übertroffen, Wehr und Wall wurden an ihrem tapferen Sinn zu Schanden, dagegen waren sie selbst eine unüberwindliche Vormauer, die unser Vaterland vor feindlichem Einfall, vor Raub und Verwüstung bewahrte. Über Ursachen und Begründung des gegenwärtigen Krieges mögen andere Nationen anders denken, als wir: am Wägen und Wagen des deutschen Heeres wird, wie immer auch die Würfel fallen mögen, jeder Unbefangene den großen Zug anerkennen und bewundern müssen.

Dank, unendlichen Dank schulden wir aber auch den Eltern, die ihre Söhne, den Frauen, die ihre Gatten dem Vaterland opfern mußten. Wie viele Mütter schluchzen in schlaflosen Nächten: sie haben die einzige Stütze ihres Alters verloren! Wie viele Bräute ringen in stummem Schmerz die Hände: nichts blieb ihnen nach kurzem Glück, als ein Ring und die Erinnerung! —

Auch zahlreiche Beamte unsrer wissenschaftlichen Sammlungen und Mitarbeiter an wissenschaftlichen Unternehmungen, von den Münchner

Mitgliedern der Akademie nur Professor Heisenberg sind ins Feld gezogen, fürs Vaterland ihr Leben einzusetzen. Den Heldentod fand unser korrespondierendes Mitglied, mein lieber Schüler, Georg Preuß, Professor der Geschichte an der Universität Breslau. Die K. Sternwarte beklagt den Verlust eines tüchtigen Gelehrten, Professor Friedrich Bidlingmaier. Auf dem Felde der Ehre fiel auch ein hoffnungsvoller, jüngerer Forscher, Camill Becker, Mitarbeiter am Thesaurus linguae latinae.

Uns Alten, die wir schon im Herbst oder im Winter des Lebens stehen, ist es nicht mehr vergönnt, fürs Vaterland Büchse und Säbel zu führen. Von uns gilt Fouqués Wort: »Wissen ist kein Ersatz für Jugendkraft; wir Alten können nicht kämpfen, nur segnen!«

Nicht als ob die Wissenschaft in den Kämpfen unsrer Tage ausgeschaltet wäre! Im Gegenteil. Die Wechselbeziehungen zwischen Wissenschaft und Wehrwesen sind so zahlreich und mannigfach, daß ich nur obenhin darauf verweisen kann. Der Krieg selbst ist in der Gegenwart ein wissenschaftliches Problem geworden. Die wissenschaftliche Befähigung der Heeresführung und der Intellekt der Truppen sind nicht minder wichtige Erfordernisse, als Mut und Kraft.

Offen zutage liegen die Dienste der Naturwissenschaften.

Die von stiller Forscherarbeit beratene Waffentechnik schafft Geschütze und Geschosse von bisher unbekannter Größe, Sprengkraft und Tragweite, Wunderwerke, die an die Phantasiegebilde eines Jules Verne erinnern. Die Geographie gibt dem Offizier die unentbehrlichen Landkarten in die Hand, die Physik stellt Telephonisten und Funker ins Feld, die Chemie erzeugt Sprengstoffe von erstaunlicher Wirkung, die Meteorologie leistet den Fliegern und Luftschiffen nützliche Dienste.

Doch auch die Geisteswissenschaften haben dazu beigetragen, das deutsche Schwert für die Stunde der Entscheidung zu stählen und zu schleifen. Die Lehren Kants und Fichtes waren es, die im Deutschen den Geist der Einordnung ins große Ganze, den Geist der Unterordnung unter ein unpersönliches, ethisches Ziel geweckt und genährt haben. In den Hörsälen der Historiker waren die ersten Singproben zu dem Chorgesang: Deutschland, Deutschland über Alles!

Der Patriotismus, der Opferwille, der in Deutschland, seit mitten in den fröhlichen Arbeitsdrang der Ernte der Alarmruf des Krieges erscholl, bei jung und alt, hoch und niedrig aufloderte, sind nicht zuletzt Wirkungen akademischer Anregung. Die räumliche und zeitliche Ausdehnung der modernen Schlachten bedingt ein Übermaß von psychischem Widerstandsvermögen: ohne Zweifel bewahrt sich der Gebildete leichter die nötige Seelenruhe, und das günstige Beispiel stärkt auch die Waffengenossen zu standhaftem Ausharren.

Wie wirkt aber der Krieg zurück auf die Wissenschaft?

Die nächsten augenfälligen Folgen sind betrübend genug. Der Waffenlärm verscheucht nicht bloß die leichtgeschürzten, sondern auch die ernstesten Musen. Für größere wissenschaftliche Unternehmungen, soweit sie nicht mit dem Krieg in Zusammenhang stehen, fehlt es teils an Arbeitern, teils an den nötigen Mitteln; vor allem fehlt die Teilnahme des Publikums. Die Druckereien feiern, die Verleger klagen. So mancher, der seine ganze Kraft für eine größere Arbeit angewendet hat, sieht sich der Möglichkeit beraubt, sein Werk zu glücklichem Abschluß zu bringen.

Hoffentlich werden aber auch die heilsamen Wirkungen des Krieges der Wissenschaft zugute kommen. Bei dem Krieger hat der Stolz, zur Verteidigung des Vaterlands berufen zu sein, bei dem zu Hause Gebliebenen die Sorge um Gesundheit und Leben der Familienangehörigen, wie um Wohl und Wehe des Ganzen eine innere Wandlung hervorgerufen. Das Bewußtsein, daß die Heimat, die Volksgemeinschaft das höchste Gut sei, die Gewißheit, daß außer Gott nur der Deutsche selbst sein Vaterland retten könne, haben uns aus der Versumpfung von Quietismus, Genußsucht, Ausländerei, Modetändelei aufgerüttelt und unsren Seelen Schwung und Willenskraft verliehen. Diese Läuterung wird auch auf unsere Beschäftigung mit Wissenschaft und Literatur wohltätigen Einfluß üben.

Freilich, das Band geistiger Zusammengehörigkeit, das sich in der langen Friedenszeit hoffnungsvoll um die Nationen der Kulturwelt geschlungen hatte, flattert heute zerrissen im Winde!

»Wissenschaft und Kunst« sagte Goethe zu Eckermann, »gehören der Welt an, vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität!« Ich selbst habe vor sieben Jahren von diesem Platze aus geschildert, wie die natürliche Fortentwicklung des Gedankens, der die Akademien ins Leben gerufen hatte, auch dazu führte, daß sich die gelehrten Gesellschaften aller Nationen über die Grenzpfähle, die Sprache und die Bücherwelt des Vaterlands hinaus zu einem Weltbund die Hände reichten. 1899 kam auf Anregung der Royal Society in London die internationale Assoziation der Akademien zustande. Wichtige Aufgaben, zu deren Bewältigung die Kräfte einzelner Sozietäten nicht ausreichten, sollten von dem Gesamtverband gelöst werden. Die Pariser und Berliner Akademien sollten gemeinsam die Werke des universellsten Polyhistor Leibniz herausgeben; eine Realenzyklopädie des Islam in den drei Hauptsprachen, das indische Riesenepos Mahabharata, ein corpus medicorum antiquorum, eine Sammlung der griechischen Urkunden des Mittelalters und andere große Werke wurden in Angriff genommen.

Ich habe damals auch darauf hingewiesen, welchen Nutzen ein öfteres Zusammenkommen und Zusammenwirken von Denkern und Forschern aus allen Teilen der Erde mit sich bringen müsse, wie heilsam es sei, wenn von Zeit zu Zeit ein frischer Luftzug aus der Ferne in die deutsche Studierstube wehe, wenn der Gelehrte nicht bloß in den Büchern seiner Bibliothek, sondern auch im Buche des Lebens lese. Wir gaben uns auch der Hoffnung hin, daß aus der Arbeitsgemeinschaft eine engere Freundschaft herauswachsen werde.

Es fehlte ja auch sonst nicht an Versuchen, eine Verbrüderung der Nationen anzubahnen, und die bei den Kongressen der wohlmeinenden Friedensfreunde gehaltenen Reden schienen zu den schönsten Hoffnungen zu berechtigen. Freilich, wenn man näher zusah, waren es doch nur wenige, die bei diesen Zusammenkünften immer wiederkehrten, wie die Ritter und Reisigen bei einem Krönungszug auf der Bühne bei der einen Kulisse hinaus-, bei der anderen wieder hereinschreiten.

In Wahrheit wuchs gerade in den letzten Jahren fast in allen Nachbarstaaten eine gegen Deutschland feindselige Stimmung auf, und alle erdenklichen Triebe wirkten zusammen, um die Spannung zu steigern. Der Krieg lag schon sozusagen in der Luft, während man sich noch in gegenseitigen Artigkeiten überbot. Da wirkte die Bluttat von Serajewo, wie der Funke im Pulverfaß. Der Krieg begann. Eine Erbitterung, ein Haß flammten in den Völkern auf, wie sie seit den Religionskriegen nicht mehr zutage getreten waren; eine Kluft öffnete sich, die scheinbar nicht mehr zu überbrücken ist.

Natürlich ist auch der internationale wissenschaftliche Verkehr zu Ende, die internationale Assoziation ist, ohne daß eine Kündigung erfolgt wäre, aufgelöst. Wollten die feindlichen Staaten, was sie vermöge ihrer Zahl durchsetzen könnten, den Verband mit Ausschluß von Deutschland und Österreich am Leben erhalten, wäre er doch nur ein Torso. Die deutsche Wissenschaft läßt sich gar nicht ausschalten. Die Mitarbeit der Deutschen ist zu gedeihlichem Fortschreiten der Wissenschaft so notwendig, wie zum Lebensunterhalt des Menschen das liebe Brot.

Die Deutschen haben sich niemals aus nationalem Dünkel gegen das Ausland abgeschlossen; sie haben sich nie geschämt, auch jenseits der Grenzen in die Schule zu gehen. Wir haben von französischen Dichtern, englischen Staatswirten, holländischen Sprachforschern und Schweizer Pädagogen viel gelernt, aber wir waren nicht bloß die nehmenden, sondern auch die gebenden. Durch die eifrige Beschäftigung mit Geschichte und Literatur aller Völker haben sich die Deutschen — das kann behauptet werden, ohne den Vorwurf der Überhebung scheuen zu müssen, — ganz besonders die Fähigkeit erworben, sich in die Wesenheit fremder Nationen einzuleben und deren Leistungen und Schwächen unbefangen einzuschätzen. Es sei nur erinnert an Rankes Französische Geschichte, Steins Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich, Savignys Geschichte der italienischen Rechtsschulen, Hegels Geschichte der italienischen Städteverfassung, Gneists Schriften über englisches Recht, an die deutschen Studien über Dante und Shakespeare, Arbeiten von so erschöpfender Gründlich-

keit, daß sie in den betreffenden Ländern den Schriften der eigenen Landsleute vorgezogen werden.

In diesem Streben und Schaffen werden die Deutschen fortfahren, gleichviel ob sie in Krieg oder Frieden mit den Völkern leben, und ihre Arbeit wird auch Früchte tragen. Der Krieg vermag ja die Wissenschaft nicht so unheilvoll zu schädigen, wie die Künste. Was ein Forscher der Öffentlichkeit übergibt, ist für die Welt geschrieben, natürlich vorausgesetzt, daß es gelesen wird. Das wirklich Bedeutende wird sich Bahn brechen, gleichviel ob es aus einer englischen, französischen oder — hunnischen Feder stammt.

Gewiß, der Zusammenbruch des Weltbundes der Akademien ist zu beklagen. Der Wahrheit zuliebe muß aber gesagt werden, daß er sich auch schon bisher — Hermann Diels hat dies unlängst in der Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik auseinandergesetzt — keineswegs als ein kräftiger, harmonisch wirkender Organismus bewährt hat. Es fehlte, insbesondere seit sich in den letzten Jahren die antideutsche Liga mehr und mehr ausdehnte, nicht bloß an Mitteln, sondern auch an gutem Willen. Die Unternehmungen blieben samt und sonders in den ersten Anfängen stecken. Auch der persönliche Gedankenaustausch erwies sich nicht so ersprießlich, wie man es erwartet hatte. Sogar in gelehrten Kreisen bildet die Sprachverschiedenheit ein Hindernis. Natürlich hielt es jeder Angehörige einer Großmacht für seine Pflicht, sich nur der eigenen Landessprache zu bedienen. Nun gebe ich ohne weiteres zu, daß viele von meinen Kollegen sprachkundiger sind, als ich, doch ich hatte wiederholt den Eindruck, daß auch Andere, wenn der französische, englische oder italienische Redner ein rasches Tempo einschlug, aus dem Gehörten nicht recht viel mehr Nutzen zogen, als der vierundachtzigjährige, immer lächelnde und nickende Vertreter der Akademie von Tokio, der erklärtermaßen mit keiner der europäischen Kultursprachen vertraut war.

Trotz alledem ist der Gedanke einer Arbeitsgemeinschaft aller Akademien zur Durchführung besonders wichtiger Unternehmungen ein so gesunder und richtiger, daß er zweifellos einmal wieder auf-

genommen wird. Die Fäden zwischen den Pflanzstätten wissenschaftlichen Geistes werden nicht für immer abgeschnitten bleiben, doch ich möchte keine Prophezeiung wagen, wann eine solche Aussöhnung möglich sein wird.

Wilamowitz erzählt eine merkwürdige Episode vom letzten Kongreß der Assoziation in London. Als der Beschluß gefaßt wurde, daß die nächste Tagung im Jahre 1918 in St. Petersburg stattfinden sollte, sagte ein russischer Kollege zu ihm: »Bis dahin haben wir vielleicht einen Krieg miteinander geführt, aber 1918 ist er ja vorbei!«

So leichten Sinnes können wir Deutsche die Sache nicht nehmen. Der Deutsche hat eine andere Auffassung vom Krieg. Er vermeidet den Waffengang, solange es sich mit seiner Ehre verträgt. Wenn er aber gezwungen worden ist, zum Schwerte zu greifen, wird er es nicht aus der Hand legen, bis ein fester, dauernder Friede erkämpft ist. Leichte Bedingungen werden den Überwundenen nicht gewährt werden. Sind sie später trotzdem bereit, die Hand zu bieten, wird auch der Deutsche sich nicht unversöhnlich zeigen.

Doch vorerst ist daran gar nicht zu denken. Jeder Tag steigert noch die Erbitterung, denn jeder Tag bringt neue Beleidigungen. Die Schamröte muß ja jedem ehrlichen Deutschen in die Wangen steigen, wenn er hört und liest, wie seine Landsleute verhöhnt und beschimpft werden. Der wäre kein Mann, den nicht der heiße Wunsch beseelte, die Verleumder nach Gebühr zu züchtigen.

Aus diesem Groll entsprang auch der Gedanke, daß es sich mit der Achtung des Vaterlands nicht vertrage, von Gelehrtenvereinen des feindlichen Auslands verliehene Auszeichnungen zu behalten. Ob diese Anschauung richtig ist, mag jeder mit seinem eignen Empfinden abmachen; die Öffentlichkeit sollte meines Erachtens nicht damit behelligt werden. Ich verwahre mich aber gegen die Annahme, daß ich an den edlen Absichten der Kollegen, die sich zur Niederlegung der fremden Titel und Würden entschlossen haben, mäkeln wollte.

Die Sprache unsrer Federkämpfe und Wortfehden erinnert sicherlich in nichts an Platons Hain. Das ist im Lärm der Waffen und im

Sturm der Leidenschaft ganz natürlich. Auch die Achäer und Troer der Ilias sind in Rede und Widerrede bitter und heftig. Doch ich glaube zur Ehre der deutschen Kultur behaupten zu dürfen, daß wenigstens von akademischen Kreisen Deutschlands niemals so unwürdige Angriffe ausgingen, wie sie der Philosoph Bergson, der Historiker Aulard, der Dichter Verhaeren und viele andere gegen die deutsche Nation sich erlaubten. Sollte man es für möglich halten, daß ein ehemaliger Minister der französischen Republik und ein Professor der Staatswissenschaften in Paris in ihrem offenen Briefe an unsren Kollegen Brentano sich zur Behauptung versteigen, der deutsche Kronprinz habe seine Einquartierung im Schlosse des Grafen von Baye dazu benützt, »sich allerlei Gegenstände von Edelmetall anzueignen!« Es ist ja längst nachgewiesen, daß der Kronprinz sich in dem genannten Schloß niemals aufgehalten hat, — tut nichts, die Verleumdung muß nochmals ihren Henkerdienst leisten, der vergiftete Pfeil wird abgeschneht!

Auch das Institut de France hat in seiner Oktobersitzung, der die Herren Poincaré und Ribot beiwohnten, aufs neue gegen die Schändung ehrwürdiger Kunstdenkmäler durch die deutschen Horden feierliche Verwahrung eingelegt. Ich verzichte, darauf zu erwidern; ich könnte sonst Worte gebrauchen, die dieses Hauses nicht würdig wären. Und was fruchten Worte, wenn man sich nicht überzeugen lassen will! Auch die übrigen Anklagen des Institut überlassen wir dem Richterspruch der Geschichte. Von ihr wird auch über die Logik der Herren an der Seine, die unsern geradsinnigen, edlen Kaiser gestern als »Wilhelm den Furchtsamen« verspotteten, heute als blutdürstigen Kriegsanstifter brandmarken, ein gerechtes Urteil gefällt werden. Dem deutschen Volke obliegen heute wichtigere Aufgaben, als auf jene Lästerreden zu achten, aus denen nur die Stimme der Rachsucht, nicht die Stimme der Wahrheit spricht.

Es gilt ja, grimmige Feinde abzuwehren, die uns an die Ehre tasten, die unsere durch harte Arbeit errungene Kultur vernichten wollen, die uns den Platz an der Sonne mißgönnen, auf den wir uns

durch ehrliches Streben und Schaffen im Dienst der Zivilisation Anspruch erworben haben. Wir rufen mit Hektor:

»Eine Losung nur gibt's: das Vaterland gilt es zu retten!«

(Ilias, Ges. 12, Vers 243)

In dem uns aufgenötigten Kampfe gibt es kein soll und mag und kann, — wir kämpfen, wie wir atmen, wie die Pflanze emporwächst, wie im Flug der Vogel seine Schwingen regt! Wer nicht Alles tut, hat nichts getan; wer nicht Alles gibt, hat Alles verweigert! Tag und Nacht müssen wir auf der Wacht sein, gleich den kastilischen Rittern, deren Pferde gesattelt im Schlafgemach standen. Wir müssen unsre Herzen wappnen mit Gleichmut, Opferwillen und Standhaftigkeit. Unsere Klagen seien der verschwiegenen Nacht anvertraut, im Tageslicht wollen wir gehobenen Hauptes dem Geschick entgegensehen, in stolzem Vertrauen ans Vaterland und nur ans Vaterland denken. Man hat unsren Patriotismus Suggestion genannt. Mag sein, dann sind aber auch Liebe, Freundschaft, die edelsten Gefühle des Menschenherzens Suggestion! Wir lassen nicht von der Hoffnung auf Sieg und Glück!

Wie deutsche Kraft und deutscher Geist vor vierundvierzig Jahren trotz der Überlegenheit der Chassepotgewehre und trotz der tierischen Tapferkeit der afrikanischen Landsknechte im Solde der Vorkämpfer der Zivilisation den Sieg errangen, so wird auch auf der Walstatt von 1914 der Hingebung unsrer Offiziere und dem Opfermut unsrer Soldaten der Erfolg nicht fehlen. Damals verdankte die deutsche Nation der Tapferkeit ihres Heerbannes den Wiedergewinn der in den Zeiten der Schwäche ihr entrissenen Westmark und noch einen herrlicheren Siegespreis: die langersehnte Einigung! Auch der gegenwärtige Krieg brachte uns schon die Erfüllung des Bismarckschen Wunsches, daß man endlich in jedem Deutschen den Landsmann und nicht bloß einen Parteifreund oder Parteigegner erblicken möge. Wir erhoffen auch noch andere Früchte des Blutopfers auf den Schlachtfeldern Frankreichs und Rußlands, vor allem einen auf lange gesicherten Frieden, der dem deutschen Volke ermöglichen wird, auch aus dem Wettkampf der Arbeit als Sieger hervorzugehen.